

# Briefe Heinrich Zschokkes an Karl August Böttiger in Dresden

Autor(en): **Schmidt, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **26 (1923)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571656>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aufrecht bleiben. Die kleinen Völker, die auch in der Nachkriegszeit in ihrer wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit bedroht sind, müssen im Völkerbund die große Zukunftsorganisation erblicken, die auch im wirtschaftlichen Verkehr von Staat zu Staat den Grundsätzen des Rechtes und der Gerechtigkeit zum Durchbruch verhilft. Freilich ist der Völkerbund bisher, was die Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse betrifft, noch nicht über kümmerliche Anfänge hinausgekommen; auch sein Statut faßt die Wirtschaftsfragen viel zu eng auf und läßt klare Formulierung und Zielsetzung vermissen.

Der Ausblick in die Zukunft der Valuten der im Kriege zusammengebrochenen Zentralmächte ist heute überaus düster; an eine allmähliche Rückkehr zu der früheren gesetzlichen Parität, an welche noch im September des Jahres 1920 ernsthafte schweizerische Kreise glaubten, ist heute nicht mehr zu denken. Die Flucht aus der eigenen Valuta (Mark und Krone) in diejenige des Auslandes ist eine typische Erscheinung geworden, die ein Todesurteil über die eigene Währung bedeutet. Dieses Mißtrauen gibt sich auch in der weiteren Tatsache zu erkennen, daß Deutschland und Oesterreich die im Auslande realisierten Gewinne aus verschiedensten Quellen stehen lassen und damit deren günstigen Einfluß auf die heimische Zahlungsbilanz direkt verhindern.

Diese Betrachtungen dürften zeigen, daß selbst auf dem kleinen Wirtschaftsgebiet der Schweiz sich große, vor dem Jahre 1914 nicht für möglich gehaltene Umwälzungen vollziehen und die Wirtschaftsprobleme heute die Politik vollständig beherrschen. Die ökonomischen und sozialen Gegensätze treten unter dem Drucke der Krise und der sie begleitenden wirtschaftlichen Not immer stärker und schroffer hervor. Auch die Mentalität des Schweizervolkes hat unter dem Einflusse der gegenüber früher ganz anders gearteten Verhältnisse sich etwas gewandelt. Die Ungunst der Zeit läßt den Egoismus, der in vielen Fällen Selbstbehauptung ist, stärker hervortreten auf Kosten des Gemeinschaftsgefühls, ohne das die auf unseren Traditionen ruhende älteste Demokratie der Welt in Gefahr kommt, in den Sonderinteressen aufzugehen und ihren Gehalt einzubüßen. Die schweizerische Demokratie wird sich im Laufe der nächsten Jahre darüber auszuweisen haben, ob ihre Lebenskraft so groß ist, daß ihr auch die zermürbenden sozialen und wirtschaftspolitischen Interessenkämpfe nichts Wesentliches anzuhaben vermögen.

## Briefe Heinrich Ischoffes an Karl August Böttiger in Dresden / Mitgeteilt von Ludwig Schmidt

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bildete der Archäologe und Vorstand des Antiken-Kabinetts Karl August Böttiger († 1835) einen Hauptmittelpunkt des geistigen Lebens Dresdens. Von seinen zahlreichen Schriften sind die meisten veraltet, und nur das eine Buch: „Sabina oder Morgenszenen im Puzzimmer einer reichen Römerin“, zuerst Leipzig 1803 erschienen, ist noch jetzt nicht ohne Wert. Er stand in engem persönlichem Verkehr mit der lebenswürdigen Schriftstellerin Elisa von der Recke und deren Freund, dem vielgefeierten Sänger der Urania, Tieck; seine Beziehungen erstreckten sich aber auch weit über seine Heimat hinaus, auf fast alle damals lebenden literarisch oder wissenschaftlich bedeutenden Persönlichkeiten des abendländischen Kulturkreises. Davon zeugt seine mehrere hundert Bände umfassende Korrespondenz, die mit seinem übrigen handschriftlichen Nachlaß in den Besitz der Sächsischen Landesbibliothek übergegangen ist und eine fast unererschöpfliche Fund-

grube für die Literatur- und Gelehrtengegeschichte jener Zeit bildet. So hat er auch mit dem Schweizer Schriftsteller Heinrich Zschokke mehrere Briefe gewechselt, von denen die Antworten Zschokkes noch vorliegen. Diese werfen manche interessante Streiflichter auf die damaligen politischen und geistigen Zustände Deutschlands und der Schweiz; sie sind zugleich ein Zeugnis für das tiefe Gemüt und die echte religiöse Gesinnung eines Mannes, der unserer geistesarmen und materialistischen Zeit ein leuchtendes Vorbild sein sollte. Besondere Beachtung verdienen auch die kurzen Aeußerungen über Hegel (S. 58) und Wieland (S. 60).

Unter dem 9. November 1807 teilt Zschokke Böttiger, „dem edeln Verfasser der Sabina“ die Bedingungen für die Mitarbeit an der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Weltkunde“ mit. „Ich wünsche sehr, daß diese Bedingungen Ihnen nicht unangenehm sein und Ihre trefflichen Arbeiten das der Weltkunde werden möchten, was sie dem Freimüthigen waren. Plan und Ton der Weltkunde sind Ihnen nicht mehr fremd — es ist eigentlich durchaus ein historisches Blatt, dessen vorstrebende Tendenz Beförderung der Kultur und Humanität ist. Um so mehr streb' ich dahin, weil die Weltkunde von mehreren der ersten Höfe Deutschlands gelesen wird. So kann in einem Zeitalter, wo alles zwischen Maximen des absoluten Alleinherrschens und der Humanität schwankt, wo Egoismus zu jenem, Ehrgeiz (à la Louis XIV.) zu dieser lenkt, hin und wieder auch der öffentliche Schriftsteller zum Glück der menschlichen Gesellschaft beitragen.“

Ein weiterer Brief, datiert Aarau, 16. Dezember 1808, verbreitet sich über die Ziele der Freimaurerei. „Noch immer bin ich Ihnen ... den herzlichsten Dank für Ihren lieben Brief schuldig, mit dem Sie meine Bitte um Charakteristik Ihres ehrwürdigen Königs<sup>1)</sup> erwiderten. Da Sie es mir nun erlauben, laß ich diesen Brief, wie er ist, ohne allen Zusatz einrücken. Es wäre schon geschehn, hätte der Verleger der Weltkunde nicht mit dem Kupferstecher seine ewige Noth. Da Sie mir die Wahl zwischen zwei Liedern ließen, hab' ich dem Freimaurerliede den Vorzug gegeben, weil der Inhalt wie ein Commentar zu Ihrem Briefe erscheint und ich gelegentlich gern einem Orden eine Blume gestreut sehe, von welchem auch ich Mitglied bin, wiewohl ich keine □ mehr besuchte, seit ich die zum aufrichtigen Herzen in Frankfurt an der Oder, wo ich aufgenommen ward, nicht mehr sah. Nach meinem Gefühl ist der Maurerorden eines der schönsten Institute der Monarchien. Nur die Kirche, der Orden und der Tod mahnen uns an die ewige Gleichheit der Sterblichen in ihren Ansprüchen zu ihrem Schöpfer, zu ihren ursprünglichen Rechten und zu ihren Hoffnungen. In Republiken aber sollen alle Mitbürger von Natur und durch Constitution Maurer sein. Geheime Gesellschaften heben nur die Gleichheit leichter auf, die sie befördern sollten.“

Am 7. März 1826 schreibt er: „Sie haben mir ... eine große Freude gegeben. Ich wußte nur nicht, daß der treffliche Mann Sauerländer<sup>2)</sup> Ihnen ein Exemplar der Schriften geschickt hatte, und noch weniger glaubt ich, daß ich Ihnen bekannt, oder Ihrer Aufmerksamkeit wichtig genug gewesen sei. Ja, Sie gehörten schon lange zu meinen Lieblingen. Wenn der liebe Schlichtegroll<sup>3)</sup> und ich unsere Götterstündchen miteinander hatten, war auch Böttigers Name zwischen uns. Nun schreib ich diesen Brief unter seinem Bilde, das über meinem Pulte neben anderen Auserwählten hängt. Wenn er noch lebte! Nennen Sie mich doch gar nicht Oberforstrath (Ja, ich bin es und bin noch zur Stunde alles das zu gleicher Zeit, was ich von

<sup>1)</sup> Friedrich August der Gerechte, König von Sachsen (1763—1827).

<sup>2)</sup> Heinrich Remigius Sauerländer, Buchhändler in Frankfurt a. M., der auch eine Filiale in Aarau besaß.

<sup>3)</sup> Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll, Sekretär der Münchener Akademie der Wissenschaften, gest. 1822.

meinen gegenwärtigen Aemtern in einer Parenthese des lebensgeschichtlichen Umrisses meldete <sup>4)</sup>. Unter uns Geistern fällt der kindische Titeltand der armen Menschheit, wie trockne Spreu, ab. Das ist ein Vorzug unsers Jahrhunderts vor den vergangenen, daß sich alle, die über den Staub des Zeitalters hinwegsehn, kennen, nennen und verwandt sind; beim ersten Händedruck wissen, woran sie mit einander sind und nach dem ersten Gruß sich schon in gegenseitigem Vertrauen umarmen, von welcher Nation und Religion sie sein mögen. Ein, ich weiß nicht, *Κόραξ* oder *Κήρυξ* <sup>5)</sup> der Mainzer Kommission oder heil. Allianz wußte etwas darum und witterte darin Kennzeichen demagogischer und carbonarischer Untreiberei. Ach, der irre Mann hatte keine Ahnung, daß es noch eine in der Liebe des Göttlichen und Schönen (der ewigen Kalofagathie) lebende Gemeinschaft der Heiligen gebe, die von der Gemeinschaft der Kirchen- und Staatsheiligen dieser Erdenwelt wenig Notiz nimmt.

Ich freue mich auf Ihr Portrait. Schicken Sie mir es doch ja, als Meßgeschenk, durch H. Sauerländer von Leipzig. Das meinige send' ich Ihnen auch durch ihn. Das vor den gesammelten Schriften gleicht mir nur wenig; besser eins, das man von mir in Zürich gemacht hat, lithographiert ist und wovon der Kupferstich Amsler's <sup>6)</sup> nur Copie ist.

Ich habe einen Sohn <sup>7)</sup> (mein zweiter, der erste <sup>8)</sup>) studirt in München Medicin pp.), der von Genf hinweg eine deutsche Hochschule besuchen will, um für sein Vaterland Theologus zu werden. Berlin schien mir dafür der geeignetste Ort. Aber sagen Sie mir, Lieber, darf ich auch einen Sohn meines Namen's ins nördliche Deutschland schicken, ohne besorgen zu müssen, daß man ihm Chicane von Seiten der Polizei macht? Ich kenne die blinde Leidenschaftlichkeit der Menschen; und Cousin <sup>9)</sup>, als er nach Paris kam, lies Fellenberg <sup>10)</sup>, Usteri <sup>11)</sup> und mir sogleich Warnung zukommen, daß wir uns nicht gelüsten lassen sollten, ohne in öffentlichen Angelegenheiten, den Boden der heiligen Allianz zu betreten; in den Berliner Verhören sei er namentlich auch über seine Verbindung mit uns befragt worden. Es muß dort unglaubliche Verblendung herrschen. Wie übel sind die Höfe berathen, und es giebt doch der Hofrätthe so viel! Warum macht man nicht Männer, wie Sie, zu wirklichen und die wirklichen zu Titular-Hofrätthen?

Es ist arg genug, daß ein Vater, sich keiner Schuld bewußt, heutiges Tages zittern muß, seinen Sohn nach Deutschland zu senden, um keine Unannehmlichkeiten zu besorgen. In jedem Fall würd' ich mich vorher an den Chef der Universität, meiner Sicherheit willen wenden. Wer ist er? welchen Titel hat er?

Auf Ihre Frage, was allenfalls von kleinen Scintillationen meiner Muse sonst vorhanden sei? weiß ich nur zu antworten, daß H. Sauerländer schon zwei Drittheile zu viel aufgenommen hat; daß ich nur auf langes Treiben nachgab, die von ihm gesammelten Schriften zu revidieren; daß ich nicht für Namen und Nachwelt, sondern für das, was ich dem Tage gut hielt, und aus dem Grunde schrieb, warum der Mensch gern redet. Ich habe auch wohl manches gute Wort geredet, danke aber dem Himmel, daß nichts mehr davon da ist. Ich wollte, alles was ich geschrieben habe und noch schreiben werde, wäre Luft und verschwunden, wenn es seine Wirkung gethan.

<sup>4)</sup> Zschokke war seit 1804 Mitglied des aargauischen Oberforst- und Bergamtes, als welches er eine segensreiche Tätigkeit entfaltete.

<sup>5)</sup> *Κόραξ* griech. Rabe, *Κήρυξ* Herold.

<sup>6)</sup> Samuel Amsler, berühmter Kupferstecher in München, † 1849.

<sup>7)</sup> Emil 1808—1889.

<sup>8)</sup> Theodor 1806—1866.

<sup>9)</sup> Victor Cousin, freisinniger Philosoph, † 1867.

<sup>10)</sup> Philipp Emanuel Fellenberg, Pädagog, Mitglied des Großen Rates von Bern, † 1844.

<sup>11)</sup> Paul Usteri, Staatsrechtslehrer, Präsident des Großen Rates in Zürich, † 1831.



Marau, April 1826.

... Seit Sie also nicht mehr am Puktisch Ihrer Sabina sitzen, haben Sie am Theetisch der vortrefflichen Elisa von der Recke Ihren Platz genommen? Schätzen Sie sich nur glücklich, daß ich sie Ihnen nicht schon vor mehreren Jahren abgewann. Und ich hätte alles an die Eroberung gesetzt, wenn sie damals von Rom zu mir gekommen wäre, als sie mir mein verklärter, guter Graf in Rom <sup>12)</sup> (ein Maler, Dichter und Heiliger) ankündigte.

Vor allen Dingen aber meinen herzlichsten Dank, daß Sie selbst an diesem Theetisch sich meiner so gütig erinnern wollten, davon die schönen Beweise vor mir liegen. Ich werde also Ihrem und Ihrer gütigen Freundin Rath gemäs allerdings vorher schreiben, eh' ich einen oder zwei meiner Söhne auf norddeutschen Boden schicke, wo man leicht nach Art des mosaischen Jehova in Versuchung gerathen mögte, die Sünden der Väter an den Kindern zu strafen bis ins dritte und vierte Glied. Wenn ich nun aber auch den Brief der Frau von der Recke buchstäblich an den guten und weisen Altenstein <sup>13)</sup> abschreiben könnte, so würde mich nichts in der Welt bewegen können, an die Excellenz des H. v. R. <sup>14)</sup> in dem angedeuteten Tone zu schreiben, weil Preußen nicht mein Vaterland, sondern nur mein Geburtsland war und ist; weil ich dort gar nichts zu bitten, sondern nur anzufragen habe; weil er und ich, als Bürger und oberer Beamter einander fremder Staaten, voneinander nicht abhängig sind; weil es wirklich aus keiner Vorliebe für Preußen, sondern wegen der einem Jüngling lehrreichen Königsstadt geschieht, daß ich meinen Sohn dahin senden möchte; weil ich, deuten Sie mir's ja nicht böse, zu stolz bin, dem H. v. R. meine Unschuld an seinen Händeln zu betheuern; weil es eine kleine Unwahrheit sein würde, daß ich ihm mein Vertrauen schenke, da doch mein Brief eben die Frucht des Misstrauens ist, gerechtfertigt durch Beispiele verletzten Völker- und Menschenrechts.

Bringen Sie aber ja der mir so unverdient wohlwollenden Frau v. d. Recke meine „Weil's“ auf die freundlichste Weise bei, damit sie nicht denke, ich sei nur ein Trozkopf, am Ende könnt' ich meinen Buben auch zu Dewette <sup>15)</sup> nach unserm vaterländischen Basel oder ins württembergische Tübingen senden, wär's mir nicht eben um eine große Stadt mit reichen Anstalten für die mannigfaltigste Ausbildung zu thun. Ich will also still, bis gegen den Herbst zuwarten, vielleicht nimmt bis dahin die politische Gespensterseherei der Herren dort ein ebenso seeliges Ende als sie einen unseeligen Anfang hatte.

Ihre Anmerkung über die entgegengesetzten Maximen des russischen und der deutschen Höfe in Bezug auf ihre Völker ist vortrefflich. Dort wirft man den Liebesmantel über die Schuld, hier über die Unschuld den Armensündermantel; die Russen scheinen mir aber nicht nur klüger, sondern auch edelsinniger. Die Welt kommt noch lange nicht zur Ruhe, weil man nicht mäßig und gerecht zu sein versteht. Daß die pyrenäische Halbinsel und Rußland an gleichem Uebel erkrankten und die weiland gerühmten Stützen der Throne, Adel, Militär und Clerus, sich in Aerte gegen den Thron verwandeln, ist ein merkwürdiges Ergebnis jener Ueberschwemmungen, denen die Heilige Allianz ihr Dasein dankt.

Könn't ich doch nur einmahl in der Woche am Theetisch Ihrer Sabina-Elisa sitzen, wieviel würd' ich da lernen! Empfehlen Sie mich dem ganzen Kreise, der denselben umringt. Es sind gewis alle ausgezeichnete Menschen. Ich aber wohne in

<sup>12)</sup> Martin Graf aus Livland?

<sup>13)</sup> Karl Frhr. Stein zu Altenstein, preußischer Kultusminister, † 1840.

<sup>14)</sup> Geheimrat von Kampff.

<sup>15)</sup> Wilhelm Martin Lebrecht Dewette, Professor der Theologie in Basel, † 1849.

meinem Hause auch unter Engeln, die sind mein Weib und meine Kinder und sind alle besser als ich.

Ich freue mich auf Ihr Bild. Sie sollen in meinem Cabinet neben meinen Auserwählten glänzen, neben Schlichtegroll, Itner, Pictet, Bonstetten, Utschneider <sup>16)</sup>. Ich liebe nicht die berühmten, nicht die gelehrten, sondern die herzguten Menschen, und davon sind Sie einer; das wußt' ich schon lange. Macht einer meiner Buben einen Zug in den deutschen Norden, so schiff' ich ihn zu Ihnen, damit Sie sorgend Ihre Hand auf ihn legen.

Pflegen Sie ja Ihrer Gesundheit. Schreiben Sie mir nach drei, vier Lustren, wie neulich mir Bonstetten, der achtzigjährige Jüngling schrieb: „Ich bin recht skandalös gesund.“ ...

Varau, 12. July 1826.

Auf Ihren schönen, warmen Manbrief, edler Freund, folgt erst im Julius, oder wie wir hier sagen, im Heumond, Antwort; und in der That für Ihre Blumen bekommen Sie auch nur Heu zurück. Aber seitdem gab der Große (gesetzgebende) Rath mir keine freie Stunde; dann macht' ich eine Erholungsreise von hundert Wegstunden am Genfersee, durch die wildschöne Einsamkeit des Val de Joux, Valorbe, meines Bonstettens Valenres (er liebt Sie sehr, aber wer auch würde Sie hassen?) zum uralten Aventicum, Wisflisburg, von der schon die Ragnar-Lodbrog-Sage singt (ein wahres isländisches Nibelungenstück — lesen Sie die Uebersetzung pp. in Bonstettens kleinen Schriften zweiter Theil). Da ragt noch eine hohe Marmorsäule einsam aus den Wiesen, ein Storch nistete darauf, — da krümmten sich noch, fern vom heutigen Städtchen, wie ein gebrochener Saturnusring, gros und dick um sie, die Trümmer der alten Stadtmauer. Viel andres heidnisches Gemäuer und Kunstgebilde sieht man noch, aber zerbrochen, eingemauert in Häuser und Kirchen, statt anderer Steine. Die Isländer und Norweger kannten diese Wisflisburg; also noch aus der Zeit des Cimbern- und Teutonen-Zuges; denn die Saga spricht ausdrücklich, wie die Ragnaringen, nach Zerstörung dieser Stadt, nach Rom ziehen wollten, bis Luna kamen (also nach Serturien, wohin die Teutonen!), wo ihnen der alte Mann in den eisernen Schuhen (Marius?) warnend entgegentrat.

Darum schwieg ich so lange. Nun erst zu Ihrem Briefe. Ihr Bild hängt izt bei meinen Lieblingen im Arbeitscabinet. Ich muß solche Gestalten um mich her sehen, um nie zu sinken. Aber wieviel Feinheit und Gutherzigkeit hat Ihnen die Statur, oder vielmehr Ihre eigne Psyche, in die äußere Form gelegt! Gewis, Sie sind ein Mann nach dem Herzen Gottes (und auch nach meinem). Wer könnte gegen Sie böse thun?

Der Mann, der Ihnen in Leipzig soviel von mir, vom mehrmaligen Aendern meines politischen Glaubens usw. wußte, hat von mir noch weit mehr gewußt, als — ich selbst. Hätt' er aber von meinen frühern und spätesten Schreibereien etwas gelesen, oder die Urtheile der Schweizer über mich gehört, so hätt' er noch mehr gewußt, als — er selbst nun weis. Von einem Preise Oesterreichs auf meinen demokratischen Kopf war mir nichts bekannt, haben mir auch Räker, Hammer, Sartori pp. vor sechs oder sieben Jahren in Wien nichts anvertraut; aber das weiß ich: weit entfernt, einen Preis auf meinen Kopf zu setzen, wollen die Oesterreicher gar nichts von ihm und dürfen selbst die Gedanken desselben dort nicht, in Druckpapier emballirt, öffentlich feil geboten werden.

<sup>16)</sup> Joseph Albrecht v. Itner, badischer Gesandter in der Schweiz, † 1825. — Charles Pictet, schweizerischer Gesandter in Paris, † 1824. — Karl Victor von Bonstetten, Freund Mathijons, † 1832. — Joseph von Utschneider, Vorstand des Polytechnikums in München, Agrarpolitiker, † 1840.

Des taubensanften, frommen Liedge heiliger Grimm ist in der Schweiz erklungen. Er hallt igt sogar im Pariser Constitutionel wieder. Wir steuern wacker zum Freiheitskampf der Hellenen bei. Welch ein seltsames, unerhörtes Zeitalter! Die europäischen Völker schießen freiwillig Millionen zusammen, rüsten eine Flotte, verproviantiren Bestungen in Griechenland, führen aus eigener Kraft einen Bundesgenossenkrieg gegen die Türken, während die Könige in christlicher Eintracht mit diesen Türken leben wollen. Man will das sechzehnte oder gar das zehnte Jahrhundert wieder haben, und doch bleibt das neunzehnte, das noch nie war.

Daß mir die liebe, würdige Frau v. d. Recke wegen der Verklärungen nicht böse geworden, dafür küß' ich ihr im Geist dankbar die Hand. Ohne eigentliche andre Absicht, als ein wenig zu tändeln, tändelt' ich mit einer wunderhaften Naturerscheinung und dachte, that's doch Klopstock mit Engeln, Milton mit Teufeln, Schiller mit Geistern. Freilich mit der Liebe, mit Berrückung eines sittlichen Grundsatzes, mit einer ehemaligen Wahlverwandtschaft der Psyche ist gefährlicher spielen. Aber ich wette, jedes Mädchen läßt sich lieber durch die Liebe selbst, als durch das Mesmern verklären, und ich führe damit niemanden in schwerere Versuchung als Ariost mit seinem Haß- und Liebesborn im Orlando furioso.

Den 16. dieses geh' ich in's hohe Rhätien, über das Albula oder Scaletta, in das mir noch unbekanntes Engadin, zum sauren Heilbrunnen von St. Moriz, dann zurück neben den Säulen des Julier nach Chur zur allgemeinen naturforschenden Gesellschaft der Schweizer. Denken Sie, ich freue mich schon auf das Wiederheimgekommensein, eh' ich fort bin; denn ich bilde mir ein, meine Nanny <sup>17)</sup> habe mir dann unter andern auch ein Briefchen von Ihnen auf den Tisch gelegt, worin Sie mir ein Paar geistige Bonbons des berühmten Theetisches schicken, oder etwas von Liedge erzählen. ... Nun bin ich mit Nachrichten, Zeit und Brief zu Ende. Aber was hab' ich geschrieben? Alles durcheinander. Wahrhaftiges Heu. Schicken Sie mir dafür eine Blume, wenn auch nur eine *Myosotis palustris* aus der Base auf dem Spiegeltisch der Frau v. d. Recke. Ich wuchre, wie ein Jude, und schreibe Ihnen nur, um Briefchen von Ihnen zu haben, um Blei in Gold zu verwandeln ...

Marau, 29. November 1826.

Heil Ihnen, mein vortrefflicher Freund, für die Arznei, die Sie mir zur guten Stunde ins Krankenbett sandten; denn in Ihrem Brief lag die Freude. Als Sie ihn schrieben (14. Oktober), hielt mich schon ein schweres Schleimfieber seit mehreren Tagen im Bett und noch vier Wochen nachher. Auch igt bin ich erst ein Genesender. Sie wußten von alledem nicht. Ich bekam Ihre Arznei recht tropfenweis; denn ich durfte selbst nicht lesen (mein Arzt Schmutziger ist ein wahrhaft heiliger Mensch, bis auf seine Medicin, da wird er zum Tyrannen); also las ihn mir meine lebenswürdige Nanny (so heißt meine Frau) am Bett vor, die sich beständig mit Ihnen wegen Ihrer Handschrift zankt (ob sie Ihnen sonst gleich recht gut ist). Sie kennt den Vortheil schlechter Handschriften und fremder Sprachen nicht. Selbst die Classifier würden uns minder classisch erscheinen, wenn wir ihre Gedanken schnell, mit fliegendem Blick, überstreifen und nicht gezwungen wären, wegen der aufhaltenden Fremdartigkeit der Sprache das Innerste ihrer Ideen langsamer und daher ganz auszusaugen.

Ja, Sie haben mir wohlgethan, ohne es zu denken! Ach wieviel Gutes thut man, ohne daß man's will, eben weil man's nicht weiß; und hinwieder, wie oft, wenn ich das Beste wollte, nicht Kraft, Zeit und Mühe dafür sparte, ward nichts daraus! — Gott gehören Natur und Schicksal, uns der Wille.

<sup>17)</sup> Schöffes Gattin, geb. Nüsperli.



Der junge Nüßperli sollte mir von Ihnen, von der frommen Gräfin, deren frommer Sinn sie mir noch theurer macht, von dem Priester der Urania erzählen. Er war jeden Augenblick mit seinem Latein zu Ende. Ich schütte ihn zu Ihrem Bilde: „Sieht's ihm ähnlich?“ — „Ja wohl, ja — ziemlich, glaub' ich.“ Am Ende kam heraus, er sei nur zu kurze Zeit bei Ihnen gewesen. Denken Sie sich meinen Verdrus.

Nun zu Ihrem Brief selbst.

1. Arbeiten Sie nicht zu viel, nicht zu anhaltend. Sie haben für die Unsterblichkeit Ihres Namens genug gethan; thun Sie nun auch etwas für die unsterbliche Liebe Ihrer Freunde, durch Pflege Ihrer sterblichen Hülle.

2. Mein Aeltester (Theodor) studirt izt in Berlin (wohin ich ihn ohne vorlaufende Anfrage schickte) unangefochten. Er ward von vielen Professoren gar gütig aufgenommen. (Ich hatte ihm keine Zeile Empfehlung mitgegeben; ein Herr v. Bethmann, der ihn kennt, schickte ihm ein Paar Empfehlungsbriefe nach.) Mein Nr. 2 Emil wird nach Ostern zu Ihnen (er ist izt Bonstettens enfant gâté in Genf), wird ein Paar Tage in Dresden bleiben, dann Ihren Segen fordern und zu seinem Bruder nach Berlin gehn. Wegen der Professoren zög ich Halle vor; wegen der Studenten dort nicht. Berlin hat mir den Vorrang, weil ein Jüngling da bei jedem Schritt etwas neues lernt; und zum Lernen sind  $\frac{3}{4}$  Güte des Schülers zu  $\frac{1}{4}$  Güte des Meisters =  $\frac{1}{2}$  Güte des Lehrers und  $\frac{1}{2}$  des Schülers.

3. Wohl dem lieben Baggesen<sup>18)</sup>! Wir waren einigemahl mit einander fröhlich. Aber er war zu schnell brennend und verzehrte sich selbst.

4. Ein Epitome der Schweizer oder europäischen Staatengeschichte? Ich kann nichts schreiben, als wofür ich selbst begeistert bin und was mich drängt, es zu schreiben. So entstand noch alles bei mir. Geschichte schreib' ich schwerlich wieder; sie ist zu schwer für mich. An der bairischen hab' ich über zehn Jahre<sup>19)</sup>, an der Schweizerlandsgeschichte<sup>20)</sup> über vier Jahr gearbeitet.

5. Was izt auf meinem Schreibpult liegt? In Vertrauen will ich's Ihnen wohl sagen:

Den 1. Dezbr's.

Was seit dreißig Jahren fast immer darauf lag; womit ich lange nicht zur vollen Klarheit gelangte; wovon sich mehr oder weniger Spuren in allem offenbaren, was ich schrieb — was nun seit mehr denn zehn Jahren zwar in mir deutlich geworden ist; — ich aber andern nicht so aussprechen konnte; — um dessen schriftliche Entwicklung mich schon Schlichtegroll vielmahl mündlich und dann schriftlich gebeten; was ich meinen Söhnen bestimmt verheißten habe, mein innerstes Geheimnis, mein Heiligstes — das ich nur izt in der Fülle meiner Geisteskraft entfalten kann, nicht früher konnte, wegen Unreife, nicht später können werde, wegen Schwäche, — meine Religion, meine Ansicht vom göttlichen All, meine Theosophie oder, wie Sie es nennen wollen. Ich denke, vielen meiner Mitgeister recht wohlthätig zu werden, vielen Zweifel-müthigen!

Ich ende. Ich bin matt. Indem ich den Brief durchlese, merk' ich, wie sehr er schleimfiebert. Haben Sie Nachsicht. Er beweist wenigstens, wie gern ich mit Ihnen plaudern mögte. Was kann ich für meinen Körper? Nur mein Herz ist gesund. Es schlägt für Sie.

P.S. Eben sagt mir, da ich mit einem Freunde (Oberamtman Fren) von der Frau v. d. Rede spreche, dieser: Es liße ein famöser Dieb in Ketten bei uns, und sei nun an Frankreich übergeben, der unter dem Namen Rudolf, als Hauslehrer, im

<sup>18)</sup> Jens Immanuel Baggesen, deutsch-dänischer Dichter, † 1826.

<sup>19)</sup> Der bairischen Geschichte 1.—6. Buch. Aarau 1813 und 1816.

<sup>20)</sup> Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk. Aarau 1822.



Jahre 1815 beim Freiherrn E. W. von der Recke zu Neuenburg in Kurland gewesen. Der Kerl heißt Joh. Strigel und ist ein durchtriebener Strolch.

Warau, 10. May 1827.

Oh Sie, mein edler Freund, zum Heilborn der ewigen Jungfrau<sup>21)</sup> reisen, mögt' ich Ihnen doch für Ihren erquickenden Brief danken. Was mir von Ihrer Hand aus Dresden kömmt, hat einen eignen Reiz und ist nicht so, wie von andern. Ich fange an, glaub ich, mich in Sie zu verlieben. Die ewige Geistesjugend haben Sie schon; wenn Sie doch im Marienbade noch dazu die ewige Jugendlichkeit des Körpers wiederfänden! — Ich kenne die Wunderthätigkeit des Marienbades freilich nicht, aber erlaube mir doch mit Luthers Katechismus im Artikel der Taufe zu sagen: Wasser thut's bei Ihnen an sich selbst wohl nicht, aber heitere Geschäftslosigkeit und Zerstreuung in, mit und unter dem Wasser. — Auch ich mußte, auf Befehl meines Arztes, vierzehn Tage lang in die Bäder von Baden. Aber ich vermuthete, mehr, als das warme Wasser stärkte mich der warme Frühling und der erwärmende alte Wein des Stein's von Baden. Nun muß ich viele kleine Reisen zur Erholung thun; immer eine von drei bis vier Tagen. Die Ausflüge gefallen mir. Im Juny will ich acht Tage mit meinem nie alternden Bonstetten in Valenres verleben. Könn't' ich mich nur in diesen Brief, so weich, wie meine Buchstaben, legen und für acht Tage bei Ihnen in Dresden seyn, Sie, Frau v. d. Recke, Tiedge und so manchen andern Ihrer Herrlichen sehn! — Aber ich glaube, es ist so besser. Ich würde acht Tage Genuß mit acht Monaten Heimweh nach Ihnen büßen müssen, und hier an meiner stillen Zufriedenheit verlieren. Ich bin und bleibe ein Kind. Ich weine um meine Todten, und bin nur darin ein Mann, daß ich länger weinen muß, als ein Kind. Und wenn ich Sie dort verliesse, wäre es doch nur eine Art Sterbens für mich.

Ich hatte meinem Emil wirklich ein Briefchen an Sie mitgegeben. Aber der Springinsfeld hat sich in Frankfurt so lange aufhalten lassen, daß er in Eil noch über Leipzig und Halle nach Magdeburg fliegen konnte, um da noch ein paar Tage mit seinem Bruder bei einigen seiner Verwandten zu leben. Er tröstet mich mit der Hoffnung, daß er im Herbst den zu uns zurückkehrenden Theodor bis Dresden begleiten werde.

Was Sie von Hegel sagen, um mich oder meine Söhne zu warnen, wissen meine beiden Buben schon. Ich lese izt wirklich noch im Hegel, oder vielmehr ich kaue an seinem absoluten Stroh. Schade, daß dieser allerdings scharfsinnige und tiefsinnige Mann die Gabe des menschlichen Wortes für das Göttliche des Sinnes nicht hat oder haben will, und im ungeschorenen Bart und lappigen Mantel des Diogenes sich wohlgefällt! — Dank haben Sie für Krugs Programm. Sie haben in Ihrem Sachsenland an Krug und Tzschirner<sup>22)</sup> ein Paar der ersten Streiter sans peur et sans reproche gegen die revolutionären Neuerer, welche die Welt verkehren und das älteste und heiligste von allen alten Rechten, das der Vernunft nämlich, zu Boden treten wollen.

Ihren Brief an Freund Sauerländer hab ich ihm selbst gegeben. Er wird Ihnen alles schicken. Er liebt Sie sehr. Aber Sie erweisen mir zu viel Ehre, mich für den „großen Unbekannten“ der Andachtsstunden zu halten. Ebenso in Betreff der hiesigen Unterhaltungsblätter, worin von mir noch nie ein Aufsatz war (außer einer in der naturforschenden Gesellschaft gehaltenen Vorlesung über die „farbigen Schatten“, die nur in einer Beilage abgedruckt war). Der eigentliche und einzige Redacteur ist ein in Genf wohnender trefflicher Kopf, Herr v. Malten.

<sup>21)</sup> Marienbad in Böhmen.

<sup>22)</sup> Wilhelm Traugott Krug, Professor der Philosophie in Leipzig, † 1842. — Heinrich Gottlieb Tzschirner, Theolog in Leipzig, Apologet des Protestantismus, † 1828.

Dagegen will ich Ihnen eine ganz andere Sünde beichten. Ich habe in den Tagen des langsamen Genesens von meiner Krankheit, und zwar im Bette noch, das Unding Abellino vorgenommen, das weder zu meiner noch zur Ehre der deutschen Bühnen noch immer gegeben wird; habe spielend und tändelnd das Unding zu einem Ding, nach meinen iezigen Ansichten des Lebens gestaltet, und es in stolz trottsenden Trochäen laufen lassen<sup>23)</sup>. Ich schickte es in Handschrift nach Berlin, unter der einzigen Bedingung, daß, wenn man es in dieser Art dort geben wolle, man meinen beiden Söhnen daselbst während ihres Aufenthaltes einen anständigen Freiplatz im Parterre gewähre.

Heil Ihrem guten und frommen König-Patriarchen! — Könnten wir doch die Koftize, Jänkendorfe und Gagern<sup>24)</sup> auch manchen andern Monarchen zu Schutzgeistern oder Socratischen Dämonen machen.

Ich möchte nicht aus weiter Ferne wakkere Leute durch meinen Rath in die Schweiz locken. Denn obwohl Stellen für Lehrfächer ausgeschrieben werden, zieht man doch immer gern, und wohl auch beim Gymnasium in Schaffhausen, eidsgenössische Gelehrte, ceteris paribus, den Ausländern vor.

Was ich von dem Sammeln für Prediger-Seminarien in Nordamerika halte? Ohne Zweifel, denk' ich, was Sie; nämlich mir gefallen die freundlich-frommen Geber, aber nie die Bettler.

Ich muß schließen und in unsern evangelischen Kirchenrath gehen. Plaudern Sie doch auch mit mir ein wenig, wenn Sie im Marienbade sitzen. Aber wie viele fordern das von Ihnen! —

Ach warum mußten Ihnen die Zeilen der Frau v. d. Recke verloren gehn! Empfehlen Sie mich der Würdigen und dem heiligen Sänger Uranias.

Varau, 16. März 30.

Ihr herziges Briefchen, das Sie vom 25. Jänner vermuthlich im tiefsten Frost und Schnee schrieben, kam mir gestern in lauer Frühlingsluft über den ersten Schneeglöckchen, Primeln und Bellis perennis der Wiesen zu und hatte selbst einen ganzen Frühling in sich. Wenn ich auch nur einmahl, zwischen Ihnen und Liedge, bei der frommen heiligen Elisa, am Theetisch sitzen könnte. Sie machen mich fast stolz mit dem Worte: Man frage da zuweilen nach mir. — Aber nur fast stolz; denn ich weiß ja, wer ich bin und daß mein attischer Böttiger in einer königlichen Residenz wohnt.

Nun denn, als Antwort auf Ihre Frage: freilich war ich recht fleißig an der Darlegung meiner Ansichten des göttlichen All's. Aber es ist eine schwere Arbeit, nicht wegen der Gedanken, sondern wegen der Spracharmuth. Ich möchte das Unausprechliche sprechen und finde alle Wörter zu gemein, zu sinnlich, zu vieldeutig für das Göttliche. Manchmahl gerieth ich über meine Ohnmacht in ein tiefes Verzagen. Oft erschlafft' ich. Da nahm ich zur Erholung und Abwechselung meine alte Staffelei vor und malte das Bild vom Kreolen.<sup>25)</sup> Hier send' ich Ihnen das Bild als Frühlingsgabe oder Frühlingsopfer. Den Göttern soll man sich nicht ohne Geschenk nahen. In Paris bei Barbegat & Comp. erscheint nun in gleicher Zeit wie das deutsche, eine französische Uebersetzung. Genug von der Spielerei.

Sie thun recht, Ihre zerstreuten Schriften zu sammeln. Die behalten doch ihren Werth. Unser eins lebt für den Tag, wie der Schauspieler für den Abend. Aber niemand lebt auch weniger für den Nachruhm als ich, der als Jüngling für das Fantom glühte.

<sup>23)</sup> Abellino, der große Bandit. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

<sup>24)</sup> Gottlob Adolf von Kostitz-Jänkendorf, Dichter unter dem Namen Arthur von Nordstern, † 1836. — Hans Christoph Ernst von Gagern, Politiker.

<sup>25)</sup> Novelle von Jschoffe.

Malten, dessen Existenz Sie zu bezweifeln scheinen, lebt in Genf, ein geistvoller, wackerer Mann. Er ist mein persönlicher Freund; aber weder in seinen früheren Unterhaltungsblättern noch in seiner tezzigen Bibliothek steht eine einzige Zeile von mir, weil ich an keinem Journal, keiner Recensiranstalt usw. Mitarbeiter bin oder seyn mag. Mir fehlt die Zeit. Ich bin mit meinen Aemtern geplagt, die meine Zeit zersplittern, ohne daß ich damit Großes nütze.

An meinen Söhnen, nach denen Sie sich zu erkundigen die Güte haben, erleb ich Freude. Theodor, mein Erstgeborener, hatte seit anderthalb Jahren ausgedehnte medicinische Praxis. Nun geht er in einigen Wochen bis Herbst nach Paris, um die chirurgischen Operationskünste den Franzosen abzulauschen. Mein Nr. 2 Emil, der zu Schleiermachers Füßen saß, wird bestimmt ein ausgezeichneter Kanzelredner werden. Schon ist er Pfarrvikar in Zofingen. Er glüht für seinen Beruf, weil er tief religiös ist.

In Basel spukt Mysticismus; in Waadt, Genf und Bern wollt' ers versuchen, aber machte kein Glück. In unserm Kanton kennt man die Krankheit nur aus Zeitungen.

Ich weiß nicht, wer Vorsteher der Geknerschen Buchhandlung sey? Aber ich vermüthe, ein Enkel des Idyllendichters. Wie er über den herrlichen Wieland denkt, ist mir unbekannt. — Ich denke noch mit Schmerz daran, wie mir des großen Dichters eigner Sohn, Ludwig, einmahl in Bern gradezu sagte: „Mein Vater war kein Dichter“.

Wachen Sie über Ihre Gesundheit! Sie sind noch jung. Mein Bonstetten ist vierzehn Jahre älter; aber als ich vorigen Sommer zu ihm in Genf ins Zimmer trat, nahm er meine Hände, fing an zu tanzen, ich tanzte mit durchs Zimmer, und dann erst umarmten wir uns zum Willkommen. Ohne Tanz umarmt Sie ebenso herzlich, leider nur in Gedanken Ihr ...

Narau, 5. September 32.

Gottes Lohn für das freundliche Briefchen, mein lieber Herr Hofrath! Es gehörte zu den mancherlei Heimathsfreuden, welche mir aufgespart waren, als ich nach mehrwöchentlicher Abwesenheit zurückkam. Ich hatte mich nämlich in den Heilbädern des Schwarzwaldes herumgetrieben, in Deinach, Liebenzell, Wildbad und Rippoldsau, und, was das beste dabei war, ohne krank oder auch nur kränklich zu seyn. Ich machte neue Bekanntschaften mit herzlichsten Menschen und verjüngte einige ältere, auch die mit dem guten und edeln Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, der eins der kleinsten Länder und eins der größten Gemüther in Deutschland hat. — Unter uns gesagt, ich finde diese Welt hinieden doch allerliebste, trotz allen Narrheiten und Allem, was unsre trüben Theologen darüber sagen; finde sie immer schöner, je länger ich lebe, und, könnt' ich nur einmahl bei Ihnen, Frau v. d. Recke und Tiedge ein Paar Wochen Weisheit hören, würd' ich mich des Superlativ's bedienen. So aber bewahr' ich den für jene Welt auf, die unsrer noch erwartet, und für die man auch noch etwas übrig lassen soll.

Es freut mich, daß Sie meinem Prometheus in Ihrem Zirkel gute Aufnahme gestatteten. Ich fürchtete, das vom radicalen Spiritus und Ultra-Geist benebelte Deutschland werde mich mit meiner Gabe trocken abweisen und vor der Thür stehn lassen. Freund Remigius läßt nun tapfer am zweiten Heft drucken, welches Bonstettens freundschaftlichen Briefwechsel mit mir enthält und lehrt, wie man im hohen Alter jung seyn könne.

Ich klage mit Ihnen, daß Sie den Grafen Reinhard<sup>26)</sup> verloren. Ich kenne ihn wohl und liebe ihn. Wir sahn uns im Schlangenbade vor etlichen Jahren das leztemahl. Aber ein Mann, wie Sie, verliert eigentlich nie, sondern behält die er-

<sup>26)</sup> Karl Friedrich Graf von Reinhard, Iyrischer Dichter, französischer Gesandter, † 1817.



oberten Herzen und findet immer wieder Neues für sich unter den vorübergehenden Erscheinungen der Laterna magica des Lebens.

Geben Sie Ihrem Lebensretter, dem Aesculap Weigel meinen Dankes-Kuß in meinem Namen. Die Apotheose kann Ihnen doch nicht entgehn, aber — bleiben Sie uns treu, und Gott bewahre Sie gesund für uns!

Unsre politische Wiedergeburt hat sich nicht ohne einige Wehen, aber doch ohne vielen Lärmen gemacht. Bis auf einige Kantone, die auf tieferer Stufe der Civilisation stehn, ist alles zufrieden und froh bei uns. Es geht seinen geregelten Weg zum Bessern, und die Bahn ist eben, nur die Leidenschaftlichkeit der Freunde des Vorrechts wirft zuweilen Steine darauf. Ich glaubte bei Niederlegung aller meiner Aemter endlich das *beatus ille qui procul in toniren* zu können. Da kam die heillose Politik und fuhr mit ihrem *Allez enfans de la patrie* dazwischen, daß ich ehrenhalber still schwieg.

Item: ich befinde mich wohl im kleinen Familienhimmel. Mein Erstgeborener ist Arzt zu Marau und ein Chemann von sechs Wochen; Nr. 2 ist Vicar des Dekans in der Stadt Zofingen; Nr. 3 treibt unter Lips zu Zürich die Kunst als Kupfer-, Stahl- und Silberstecher, Graveur und Lithograph und ... (unleserlich) von Rom; Nr. 4 ist Mechanicus; Nr. 5 wird in einigen Jahren zu den Füßen der deutschen Rechtsgelehrten sitzen, — alle sind lieb und brav. Ist das nicht Himmel unterm Himmel?

Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich meinen Heiligen zu Dresden, dem ehrwürdigen Tiedge und dem jugendlichen Herzen Elisa's v. d. Recke und — die größte Bitte zuletzt, bleiben Sie mir gut

Ihrem H. Scholke.

## Annebethli / Eine Geschichte aus dem Bergland von Meinrad Lienert

„Setz schweig einmal, Maitli, oder ich bekomme einen roten Kopf, wie der große Mythen,“ sagte der Erlismattbauer.

„Den habt Ihr, wahrlichgott, schon, Vater,“ rief die ältere blondschopfige Tochter, herzlich auflachend, aus.

Die dunkellachte, jüngere aber, die der Bauer angeschnauzt hatte, schwieg und starrte mit tiefgründigen Augen an das rote Becken, aus dem sie zusammen als Nachtmilch eben eine Vorbruchmilch auslöffelten.

„Lach doch nicht wie ein Fohlen, Trütschli!“ machte brummig der Bauer, und sah mit verdrossenem Gesicht in die angehende Winternacht hinaus. „'s ist, beim Strahl, mehr zum Heulen als zum Lachen. Nichts als Verdruß hat man mit den Sackerlotsröcken. Bei meinem weitesten Denken und solange es Leute gibt, ist so etwas bergshalben noch nie erhört worden, Annebethli,“ wandte er sich mit zürnenden Augen wieder an seine jüngere Tochter, „daß ein Maitli wie du bei einem Alten aufbleibt, obwohl dir doch die Jungmannschaft des ganzen Tales und darüber hinaus nachhält, ärger als die Füchse einem jungen Häslein. Was lachen? Himmelherrgott abeinander, beelenden könnte es einen. Da laufen dir die Nachtbuben nach wie die Kinder einer Drehorgel und rutschen um dich herum wie die alten Weiber in bösen Zeiten ums Heiligenstöcklein. Und wem wird aufgetan?“ Er lachte kurz auf, „einem Wittling, einem abgehenden Schulmeister, der nichts hat als einen schmalen Lohn und schmale Waden und ...“

„Und der dein Vater sein könnte, Schwester,“ lachte das hoch gewachsene Trütschli dazwischen.